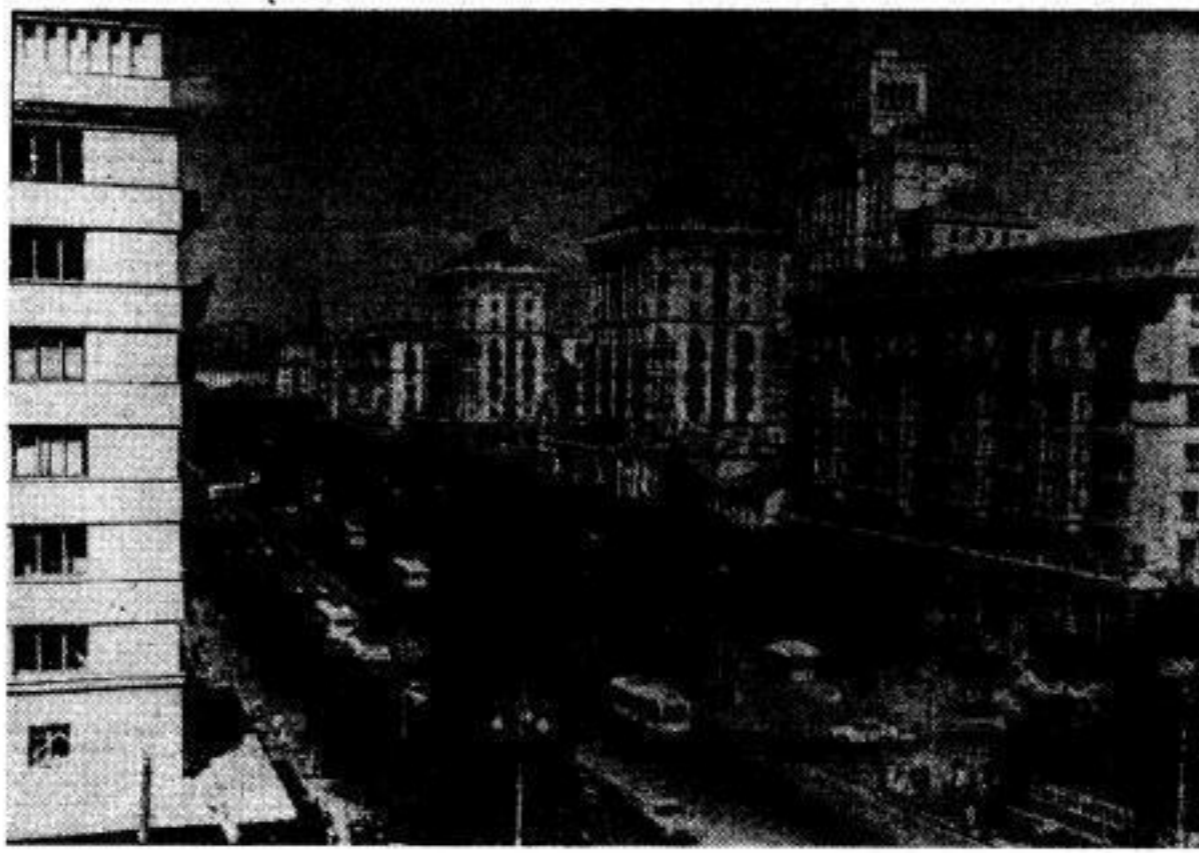




Genosse
Gerhard Sickert,
Student



Mit Wolodja durch Kiew

Vor mir liegt Kiew. Das ist natürlich stark übertrieben. Vor mir auf dem Schreibtisch liegt ein kleiner, handlicher Reiseführer über Kiew. Ihm kann man nicht nur das entnehmen, was durch Zahlen ausdrückbar ist. Trotzdem einige:

Kiew hat rund 1,5 Millionen Einwohner, eine ziemlich neue Metro, viele alte Denkmäler, von der Sowjetmacht restaurierte Kirchen mit vergoldeten Zwiebeltürmen, noch aus der Gründerzeit stammend; auf je 117 Einwohner kommt ein Arzt; täglich erhalten 70 Familien eine neue Wohnung und... Halt! An dieser Stelle möchte ich mit meinen eigenen Kiewer Eindrücken beginnen.

Täglich Wohnungen für 70 Familien! Da muß man sich erst einmal richtig überlegen, welche Bauleistung dahintersteckt! Das heißt, jedes Jahr entsteht eine kleine Stadt mit 25 500 Wohnungen! Darauf sind die Kiewer zu Recht stolz.

„So, hier sind wir auf dem Kreščatik“, meldet sich Wolodja zu Wort, ohne seinen geübten Kraftfahrerblick von der verkehrsreichen Straße zu nehmen. Der Kreščatik ist für die Kiewer dasselbe wie für den Berliner die Karl-Marx-Allee oder den Dresdner der Altmarkt. Sie haben auch vieles gemeinsam. Der Kreščatik war

von den deutschen Faschisten total zerstört worden. Das sieht man ihm heute nicht mehr an. Der Kreščatik wurde noch schöner aufgebaut und wird mit Recht als die Hauptstraße Kiews bezeichnet. Hier findet man alles, was man im Zentrum einer Stadt anzutreffen hofft: Kinos, Restaurants, große Lebensmittelgeschäfte, Buchläden, ein Warenhaus, ein neues Postamt usw. Unterschiede gibt es natürlich mehr als genug: Zum Beispiel haben die Lebensmitteläden bis 23 Uhr geöffnet, und auch nach Ladenschluß reißt der Menschenstrom auf den Straßen nicht so schnell ab, vom Straßenverkehr ganz zu schweigen. Hieran erkennt man rein äußerlich die ständige Verbesserung des Lebensstandards. Die Regierung der Ukraine unternimmt alles, um die Bevölkerung noch besser zu versorgen. Man befindet sich im 50. Jahr des Roten Oktober – und das verpflichtet besonders.

Wir fahren den Kreščatik entlang in Richtung Dnepr. Wolodja hat die Fahrt etwas verlangsamt, damit ich mir alles richtig anschauen kann. Der Kreščatik ist nicht lang, eher kurz. Die Markthalle an der Besarabskaja, in der die Kolchosbauern der Umgebung lautstark ihre Waren zum Verkauf anbieten, liegt hinter uns. Wir passieren den Kalininplatz. Hier treffen nicht nur viele Straßen zusammen, hier nehmen auch mehrere O-Buslinien ihren Anfang. Der O-Bus ist das städtische Hauptverkehrsmittel und wird infolge der hohen Waggendichte im Berufsverkehr an manchen Stellen schon zum Verkehrshindernis. Die eine Metrolinie, die schon besteht, wird deshalb als modernstes Beförderungsmittel erweitert. Von den Verpflichtungen und Erfolgen der Metrobauer kann man in diesen Tagen der Vorbereitung auf den 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution fast täglich in den Zeitungen lesen. Die Taxistände werden ständig befolgt. Aber keine Angst, große Wartezeiten gibt es nicht. Das Taxi ist hier, wie überhaupt in der Sowjetunion, ein Massenbeförderungsmittel.

Nur vom Dnepr ist nichts zu sehen. Kann ja auch nicht. Kiew soll eine Stadt auf sieben Hügeln sein; es sind

aber bestimmt viel mehr. Einer von diesen versperrt uns die Sicht.

Am Hotel „Dnepr“ biegt Wolodja ab, und nach kurzer Zeit fahren wir eine Uferstraße entlang. Jetzt sieht man erst, daß der Dnepr nicht die Stadtgrenze von Kiew bildet. „Da vorn, siehst du – nein, die nächste – ja, die, das ist eine Brücke nur für Fußgänger!“, erliefert sich Wolodja. Diese Fußgängerbrücke, eine Hängekonstruktion, verbind-

et eine Insel im Fluß mit der Stadt. Diese Insel ist das „Näherholungszen- trum“ der Kiewer. Es gibt einen schönen breiten Strand, der das sommerliche Gedränge der Menschen, die die Brücke benutzen, hinreichend erklärt.

„Fahren wir auch mal auf die andere Seite hinüber?“, „Na, und ob! Darniza muß du gesehen haben“, entgegnet mir Wolodja. Darniza ist eine richtige kleine Stadt für sich, nach modernsten Erkenntnissen projektiert und gebaut. Die bis jetzt einzige Metrolinie führt über den Dnepr und hat hier in Darniza eine ihrer Endstationen. Ja, die Kiewer sind stolz auf Darniza, das merke ich an Wolodja.

Interessant ist auch die Brücke, die wir gerade überqueren. Sie wurde nach einem vom Patou-Institut entwickelten Verfahren geschweißt. In ihrer Art ist sie einmalig auf der Welt. Damit möchte ich andeuten, daß Kiew nicht nur architektonisch schön, sondern auch wissenschaftliches Zentrum ist. Kiew ist eine Universitätsstadt. An der Taras-Schewtschenko-Universität und am Polytechnischen Institut befinden sich gegenwärtig über 42 300 Studenten, also eine studierende Stadt wie Dresden. Wo-

studenten erzählen für studenten

det eine Insel im Fluß mit der Stadt. Diese Insel ist das „Näherholungszen- trum“ der Kiewer. Es gibt einen schönen breiten Strand, der das sommerliche Gedränge der Menschen, die die Brücke benutzen, hinreichend erklärt.

„Fahren wir auch mal auf die andere Seite hinüber?“, „Na, und ob! Darniza muß du gesehen haben“, entgegnet mir Wolodja. Darniza ist eine richtige kleine Stadt für sich, nach modernsten Erkenntnissen projektiert und gebaut. Die bis jetzt einzige Metrolinie führt über den Dnepr und hat hier in Darniza eine ihrer Endstationen. Ja, die Kiewer sind stolz auf Darniza, das merke ich an Wolodja.

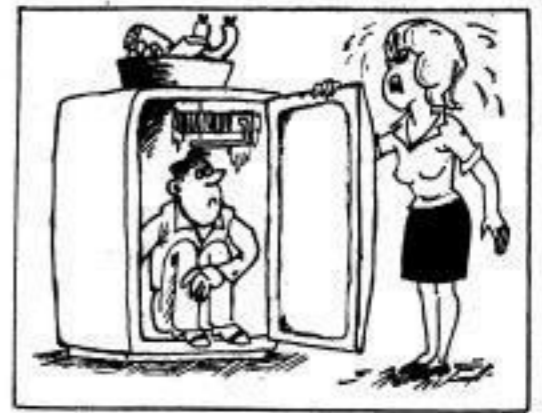
Interessant ist auch die Brücke, die wir gerade überqueren. Sie wurde nach einem vom Patou-Institut entwickelten Verfahren geschweißt. In ihrer Art ist sie einmalig auf der Welt. Damit möchte ich andeuten, daß Kiew nicht nur architektonisch schön, sondern auch wissenschaftliches Zentrum ist. Kiew ist eine Universitätsstadt. An der Taras-Schewtschenko-Universität und am Polytechnischen Institut befinden sich gegenwärtig über 42 300 Studenten, also eine studierende Stadt wie Dresden. Wo-

Der Kreščatik, die Hauptstraße Kiews
Foto: ZB

Schnell DREI WITZE bei der Hitze



Na sehen Sie, dann sagt man, in Prag gibt es keine Heilquelle...



Los, 'raus, jetzt bin ich dran...

(Aus „Junge Welt“, Schubert, Böhm)



Der Kreščatik, die Hauptstraße Kiews
Foto: ZB

MENSCHEN AUS UNSERER MITTE

Danke für alles

... Sein Sohn Manfred besucht unsere 10. Klasse. Manfred ist ein disziplinierter, hilfsbereiter, ordentlicher ruhiger Schüler. In seiner Lernhaltung ist er seinen Mitschülern Vorbild. Sein Leistungsdurchschnitt beträgt 2,0 ...

Der Vater Manfreds, von dem hier in einem Brief seiner Schule die Rede ist, arbeitet bei uns an der TU. Der Empfänger des Briefes: Betriebstischlerei der TU.

Wir lesen weiter: „Die Eltern setzen sich vor allem für die klassenmäßige Erziehung ihres Sohnes ein. Wir bitten, den Kollegen Sähre öffentlich zu bejubeln ...“

Wir sind neugierig, besuchen den Kollegen Herbert Sähre. In Gedanken (man spricht es vorsichtig) ... Ist Manfred ein Musterknabe?

„Gar nicht dran zu denken, der hat auch seine Flausen“, antwortet Herbert Sähre. Natürlich gab es auch bei Manfred „Einbrüche“. Kollege Sähre erzählt: „Er kam dann immer ganz ruhig

nach Hause. Abends darauf war großer Familienrat“.

Mit Manfred reden die Eltern offen. Es bedarf keiner Drohungen. Der Tischler, der mit ruhiger Hand an die Hobelbank gehen muß, denkt daran, daß Späne fallen, wo gehobelt wird. Manfred wurde auf sein eigenes Ziel aufmerksam gemacht. „Bitte, das ist dein Berufswunsch. Eine Zwei in Mathematik mußt du schon haben, sonst wird nichts draus ...!“

Der Sohn nimmt sich die Worte zu Herzen. Datenverarbeiter möchte er werden. Oft bringt er sich Klassenkameraden mit, denen er stets hilft.

„Weil ich gern fotografiere, wollte er zuerst Fotograf werden, bis es dann akut wurde mit dem Berufswunsch“. Der bewährte Sähresche Familienrat prüft die Möglichkeiten. Datenverarbeitung steht jetzt an vorderster Stelle. Die Eltern verweisen Manfred darauf: „Das hat Zukunft. Junge-“ Manfred entschließt sich; mit der Mathe-Zwei, Physik-Zwei usw. wird er es schon schaffen. Und noch eins hat Manfred, FDJ-Sekretär seiner Klasse, begriffen: Datenverarbeiter werden gebraucht für

den weiteren Aufbau des Sozialismus, und er will dabei sein.

Herbert Sähre spricht oft, gemeinsam mit seiner Frau Erika, die im Elternbeirat aktiv ist, über die Probleme der FDJ-Arbeit mit dem Sohn: Ein guter Schüler hat es mitunter schwer, sich bei seinen Klassenkameraden durchzusetzen. Da helfen „die Erfahrungen der „Alten“, mit denen sie Manfred neuen Mut machen. Auch bei konkreten Ereignissen sind die Eltern hilfreich dabei: Vati war zweimal Betreuer im Ferienlager, und Mutti hat manche Klassenveranstaltung organisiert.

„Wichtig ist ein beiderseitiges Vertrauensverhältnis“, bekennt Herbert Sähre. Ebenso wie im Betrieb gilt im Elternhaus: Willst du leiten, darf niemand leiden. Deshalb ist es auch wichtiges Prinzip, daß Manfred selbständig seine Aufgaben erledigt und seinen Interessen nachgehen kann. „Vier Jahre ist er bei den Judokas, den dritten Gürtel hat er bereits!“, berichtet der Vater stolz. „Neuerdings hat er sich von seinem Selbstverdienten eine Gitarre gekauft. Wir begrüßen es, daß unser Manfred auch von der „Singebewegung“ der FDJ mitgeraten wurde ... obwohl sein Selbstunterricht noch den absoluten Anfänger verrät ...“. Hobbys haben alle jungen Menschen. „Man muß das natürlich lenken und leiten“, sagt uns Herbert Sähre. „Alle jungen Leute lieben die Tanzmusik, über deren unterschiedliches Niveau wir uns im klaren sind. Oft, wenn im Radio solche Schlager erklingen, sagt Manfred: „Vati, hör mal den“. Ich sage ihm meine Meinung; ob



sie ihm gefällt oder nicht, er respektiert sie!“

Schon lange, fünfzehn Jahre etwa, gehen Sähres per Anrecht ins Theater. Sie kennen deshalb viele Opern und andere Musikwerke. Sonntags gibt es dann Familienquize: Was wird gerade im Radio gespielt? „Neulich ging Manfred ins Schülerkonzert. Danach sagte er mir: „Das hat mir gefallen.“ Vater Sähre meint: „Musik ist nicht Generationsproblem. Man muß nur wissen, wie man sie den jungen Menschen nahebringt“.

Ebenso bedacht, wie Herbert Sähre auf die Erziehung seines Sohnes ist, tut er es auch mit den ihm anvertrauten Arbeiten in der Tischlerei. Alfred Krüger, Tischler, sagt: „Die Möbel, die er am liebsten macht, sind einwandfrei“, und Max Schaal ergänzt: „Wer im Betrieb ordentlich arbeitet, bei dem geht es auch in der Familie glatt“.

Der Sohn verhehlt nicht, daß er seinen Eltern viel zu verdanken hat. Zum Abschluß der zehnten Klasse spendierte er vom Selbstverdienten eine Flasche Mosel-Riesling. Manfred sagte: „Zum Abschluß ein Glas Wein – ein kleines Danke für alles!“

Für alles – damit meint er, was seine Mutter und sein Vater ihm an Aufmerksamkeit schenken.

„Ein Kind wird so gut sein, wie es erzo- gen wird. Und das tut unser Herbert Sähre, ein wirklich angesehener Kollege in unserer Werkstatt, richtig“, sagt uns Helmut Eppendorfer, der Werkstattleiter, zum Abschluß.

Text und Foto: Erdmann